

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



50 Fünfzig Jahre
Richtung Zukunft

März 2014 – Nr. 10

Robert Bosch **Stiftung**

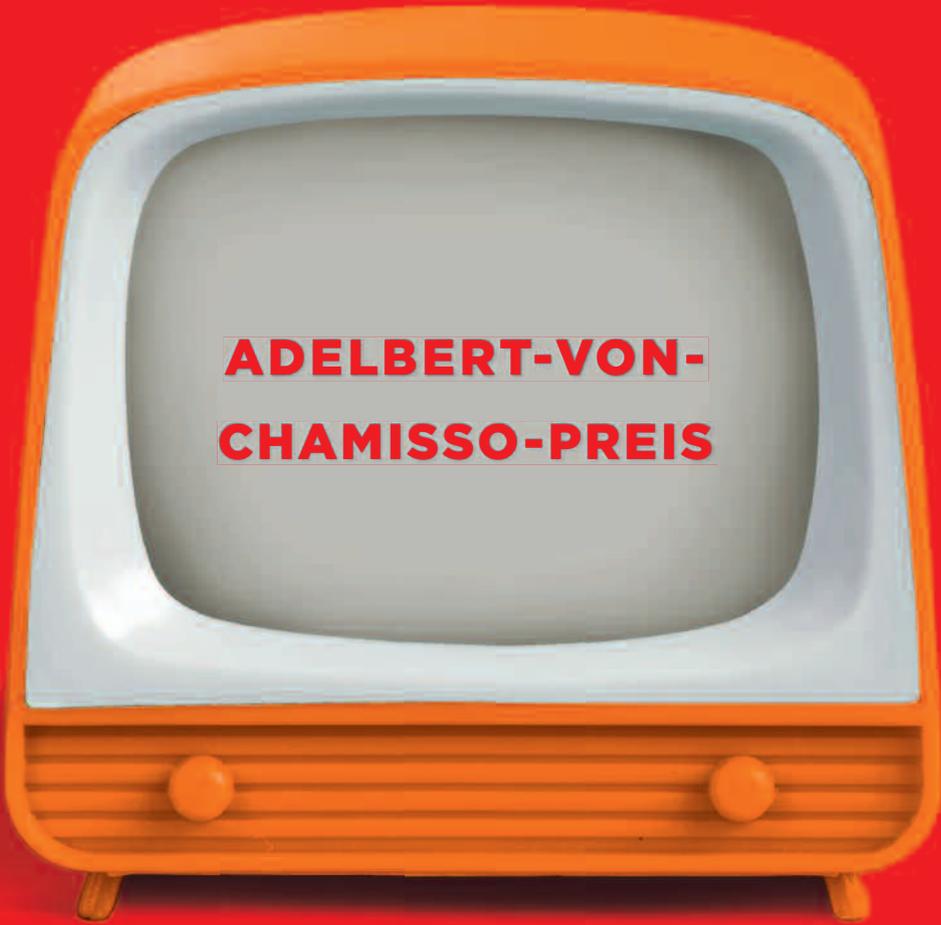
- :: Die neuen Preisträgerinnen:
Ann Cotten, Dana Ranga und
Nellja Veremej
- :: 30 Jahre Chamisso-Preis:
Interview mit Harald Weinrich
- :: Kleine unbekannte
Sprachen:
Ilma Rakusa über das
Slowenische



arte

**ARTE GRATULIERT
DEN PREISTRÄGERN**

2014



**ADELBERT-VON-
CHAMISSO-PREIS**

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Liebe Leserinnen und Leser,

diese zehnte Ausgabe des *Chamisso* erscheint in einem für uns sehr bedeutenden, doppelten Jubiläumsjahr: Seit 50 Jahren engagiert sich die Robert Bosch Stiftung für zukunftsweisende Projekte, und zum 30. Mal wird der Adelbert-von-Chamisso-Preis verliehen. Seit 1985 zeichnen wir mit diesem Preis herausragende auf Deutsch schreibende Autoren aus, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Nachdem in den Anfangsjahren der Sprachwechsel im Mittelpunkt stand und ausschließlich Autoren ausgezeichnet wurden, die Deutsch als Fremd- oder Zweitsprache gelernt hatten, haben wir den Chamisso-Preis im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen angepasst. Heute ist nicht primär die persönliche Biografie Auswahlkriterium, sondern die Beherrschung in mehreren Kulturen. Nur so konnten wir neuen Realitäten wie den schreibenden Töchtern, Söhnen und Enkeln der ersten Einwanderergeneration, die sich selbstverständlich als deutsche Autoren definieren, gerecht werden. Weiterhin ausschlaggebend bleibt jedoch die literarische Qualität.

Über seine persönliche Sicht auf die Erfolgsgeschichte des Chamisso-Preises haben wir mit seinem Initiator, Professor Harald Weinrich ein ausführliches Gespräch geführt.

Am 6. März werden drei Schriftstellerinnen mit dem Chamisso-Preis ausgezeichnet: Ann Cotten, die in Iowa/USA geboren wurde und heute in Berlin und Wien lebt, Dana Ranga, die zweisprachig rumänisch und deutsch aufwuchs, und Nellja Veremej, deren Geburtsort in der sibirischen Taiga liegt. Wir stellen sie Ihnen in Text und Bild umfassend vor.

In unserer Serie über unbekannte Sprachen schreibt Ilma Rakusa, Chamisso-Preisträgerin 2003, über das Slowenische. Ein Bericht über die Chamisso-Tage an der Ruhr 2013 vervollständigt das Spektrum. Besuchen Sie auch unsere neu gestaltete Internetseite www.chamissopreis.de.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen mit dem neuen *Chamisso* und hoffe, dass Sie Lust auf die Lektüre der Werke unserer diesjährigen Preisträger bekommen werden.




- 4 Eine aufregende Ausweitung der Idee Roman

Ann Cotten kombiniert Prosa und Lyrik

Von Jochen Jung



- 10 Die Literatur ist meine Wurzel, mein Land, mein Zuhause

Dana Ranga charakterisiert sich als Kosmonautin

Von Gregor Dotzauer



- 14 Mit Siebenmeilenstiefeln die Träume überholen

Nellja Veremej hat einen beeindruckenden Berlin-Roman verfasst

Von Sabine Berking

- 18 Sprachwandler im Namen Chamissos

Harald Weinrich im Gespräch mit Irene Ferchl

- 22 Der Himmel über Dortmund

Chamisso-Tage an der Ruhr im November 2013

Von Klaus Hübner

- 24 Das Slowenische hat einen Dual und ist die Sprache vieler Dichter

Porträt einer kleinen Sprache

Von Ilma Rakusa

- 28 Neue Bücher von Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern

Von Klaus Hübner

- 30 Neuigkeiten

Auszeichnungen, Novitäten

- 31 Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter

Impressum

Eine aufregende Ausweitung der Idee Roman

Ann Cotten kombiniert Prosa und Lyrik

Von Jochen Jung

Ich kenne Ann Cotten nicht. Nichtsdestotrotz (ein Wort, das ihr, wie ich denke, entspricht und auch gefallen müsste) habe ich sie kennengelernt und auch einmal wiedergetroffen. Ich kann daher sagen, dass ihre äußere Erscheinung nicht auffällig ist (im Sinne von nicht groß, nicht dick, nicht blond), dass einem aber an ihr sofort etwas auffällt, das ich Konzentration nennen möchte. Man spürt in ihrer Nähe, oder meint es jedenfalls zu spüren, dass da nicht jemand einfach so vor sich hin existiert, sondern dass da eine angespannte Wahrnehmungsintensität ist, in deren Bann (ja, Bann) man selbst gerät. Das ist verbunden mit einer leisen Freundlichkeit, die sich als Höflichkeit erweist und einen sofort für sie einnimmt.

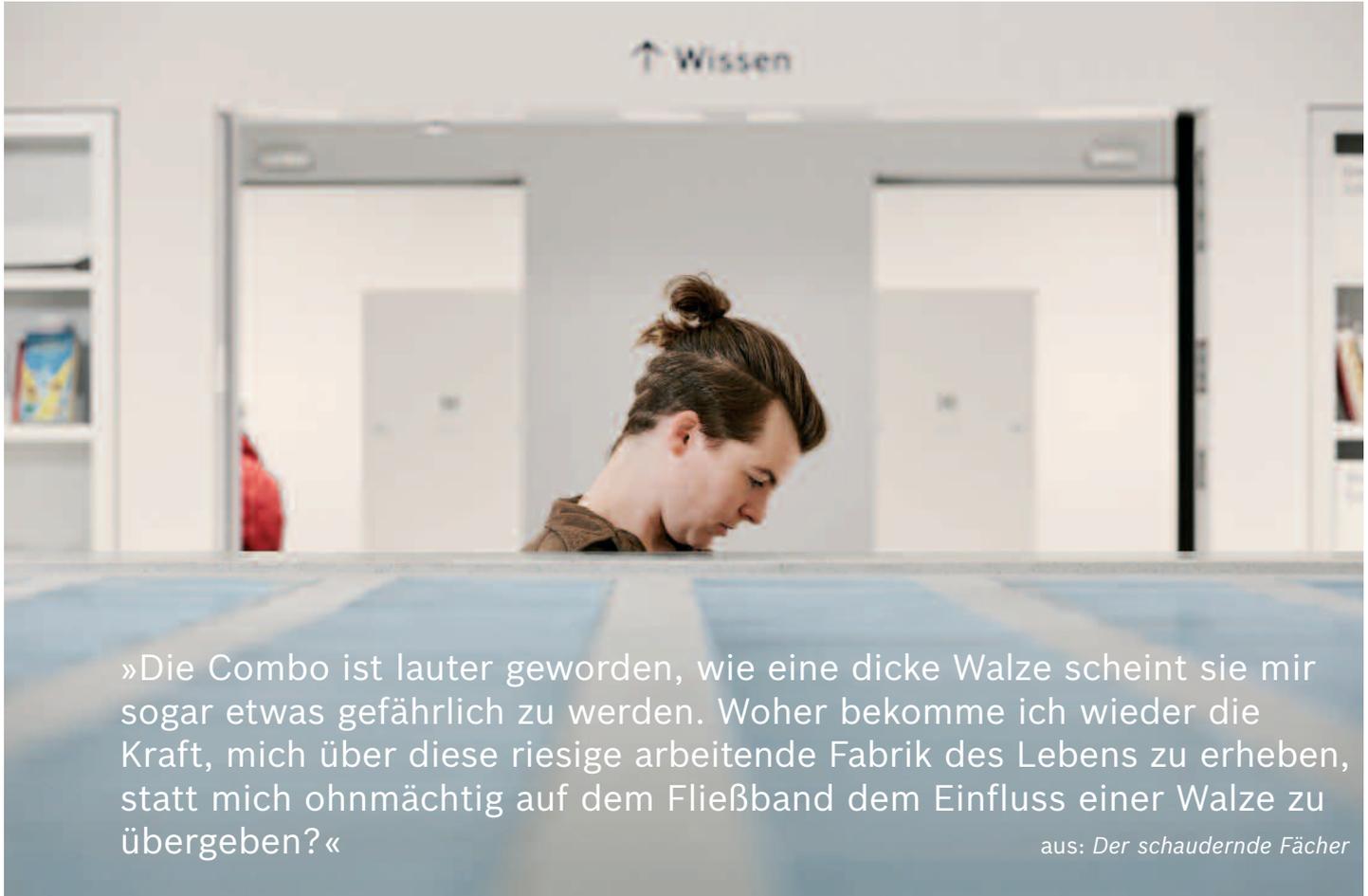
Das erste Mal, dass ich sie sah, war bei einer Lyrikmatinee des Salzburger Literaturfests, zu dem ich sie eingeladen hatte. Sie saß mir gegenüber, blätterte ein wenig in - nein, ich glaube, es waren nicht einzelne Blätter, sondern es war ein großes Heft, aus dem sie mit zunehmend deutlicher werdender Stimme damals noch Unveröffentlichtes veröffentlichte. Sie saß da mit ihrer betont asymmetrischen Frisur und machte uns mit einer Literatur-Welt bekannt, die auch nicht gerade sehr symmetrisch schien, sich aber gleichsam so etwas wie eine Symmetrisierung durch Sprache und Ton gefallen lassen musste.

Das zweite Mal traf ich sie bei einem Jubiläumsfest der Zeitschrift *manuskripte* in Graz, dort hatten sich

etwa 150 Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Dichterinnen und Dichter zu einer Festveranstaltung versammelt, bei der auf gut österreichische Weise nicht klar gesagt worden war, wo man sich denn »hinterher« noch zu den üblichen Gläsern versammeln würde. Ich ahnte aber, dass es das italienische Lokal im Haus des gefeierten Herausgebers der *manuskripte*, Alfred Kolleritsch, sein würde, zog mit einem nicht zu kleinen Trupp, zu dem auch Ann Cotten zählte, dorthin, wir trommelten an das Tor, man ließ uns ein und wir gesellten uns zu den dort schon Feiernden und den restlichen Flaschen. Gesprochen haben wir kaum miteinander, aber einen Blick getauscht (den ich auch noch habe). Damals war kurz zuvor meine mit gutem Grund sehr begeisterte Rezension der *Florida-Räume* in der ZEIT erschienen.

Jetzt ist es an der Zeit nachzutragen, dass Ann Cotten 1982 in Iowa/USA geboren wurde und mit ihrer Familie im Alter von fünf Jahren - da hat man schon Bilder und Sprachklänge, an die man sich erinnern kann - nach Wien zog, wo sie auch aufgewachsen ist und ihr Germanistik-Studium abgeschlossen hat mit einer Arbeit unter dem Titel »Nach der Welt. Die Listen der konkreten Poesie und ihre Folgen«. 2006 ging sie, gleichsam mit einem zweiten Migrationsschritt (und zudem in guter österreichischer Tradition) in die Stadt ihres Hauptverlags Suhrkamp, nach Berlin also, wo sie seither lebt.





»Die Combo ist lauter geworden, wie eine dicke Walze scheint sie mir sogar etwas gefährlich zu werden. Woher bekomme ich wieder die Kraft, mich über diese riesige arbeitende Fabrik des Lebens zu erheben, statt mich ohnmächtig auf dem Fließband dem Einfluss einer Walze zu übergeben?«

aus: *Der schauernde Fächer*

Ann Cotten in der Stuttgarter Stadtbibliothek am Mailänder Platz

In ihrem zweiten Band, den *Florida-Räumen*, inszeniert sie einen Schreibwettbewerb, an dem auch eine Ann Cotten teilnimmt, von der es dort ein Miniatur-Porträt zu lesen gibt, das der Autorin vermutlich näher ist, als es den Anschein haben soll.

Im Übrigen muss hier, wie bei jedem Porträt, auch der Hintergrund gemalt werden, vor dem das Haupt der Protagonistin schimmern soll. Ihr Werdegang ist fraglos durch die literarische Geschichte der Stadt bestimmt, in der sie aufwuchs: Wien. Anders als in Deutschland oder der Schweiz, wo Namen wie Franz Mon, Helmut Heißenbüttel, Eugen Gomringer oder Max Bense so folgenlos verblichen sind wie die ihrer expressionistischen Vorfahren, ist in Österreich der anarchische Zauber und Furor der »Wiener Gruppe« (vor allem H. C. Artmanns) nicht so rasch vergessen worden und scheint auch in der Wiener Schülerin Ann Cotten virulent geblieben zu sein, nicht als Anstiftung zu

Buchstabenbasterei, sondern als Vorbild für eine Literatur, die sich um vorgeprägte Bilder nicht kümmert, sich für literarische Bildung und Formwissen auch nicht geniert und ansonsten eher unbekümmert einfach mal loslegt, neugierig gespannt darauf, was herauskommt, wenn man Ideen und Einfälle von der Leine lässt und dann dabei zuschaut, wie sich Erfahrung und Witz miteinander koppeln.

Lyrik und Prosa in Begattungssituationen gebracht

Tatsächlich ist in der deutschsprachigen Welt die Lage der Literatur für all jene, die Freude und Erkenntnis aus neuen Mustern gewinnen wollen, seit vielen Jahren in hohem Maße betrüblich, das lesende Publikum ist vor lauter Kriminal- und Familienromanen



nichts Anspruchsvolleres mehr gewöhnt und scheut vor den kombinatorischen Frechheiten einer Autorin wie Ann Cotten verdattert zurück. Irritieren kann da bereits, dass sie Prosa und Gedicht nicht gattungsge- recht trennt, sondern eher in Begattungssituationen bringt, wo sie entweder in friedlicher Koexistenz ein- ander in Ruhe lassen oder mit dem Satz »lass mich mal, du kannst das nicht« das Ruder übernehmen. Cotten hat da mit ihren beiden wundersamen, -lichen und -baren Kombinationsbüchern *Florida-Räume* und *Der schaudernde Fächer* die anregenden Möglichkeiten eines schrankenlosen Ineinanders sehr unterhaltend vorgeführt, das vor allem der Prosa-Kollegenschaft zeigt, wo der Most zu holen wäre.

Diese Literatur ist nicht von der Art, die uns die Welt erklären will, sie führt sie uns (und sich selbst) erst einmal vor und überlässt es ihr, sich langsam zu entblättern, bis diese, auch unsere Welt auf einmal bloß und zitternd vor uns steht: »Okay, wir machen Fehler. Doch es lacht/ob unsrer Anstalten das blanke Sein«, heißt es in einem der *Fremdwörterbuchsonette*, in dem sich auch die Zeilen finden: »Das Dichten, sagst du, macht dich schrecklich müde./ Das Ich-Sagen erschöpft mich mehr, sag ich.« Woraus man schließen könnte (und solche Rutschbahnen sind typisch für diese Autorin), dass Leben mühsam ist, Schreiben hin- gegen weniger, und wie, erlaubt sich der Leser zu fra- gen, steht's mit dem Lesen? Nun, vieles, gerade auch in den *Sonetten*, ist von erheiternder Leichtigkeit und verhandelt seine Themen mit Witz und Klugheit und meist so, dass man begreift, um was es geht, »es sei denn, Sinn/ sei etwas, das nur Irre wagen.« Was Sinn- fälligkeit angeht, da ist der Leser zeitgenössischer Lyrik ja nicht verwöhnt, die Gedichte von Ann Cotten begreift man jedoch (fast immer).

Zu Heiterkeit und unangestregter Verwirrung tragen übrigens die kleinen gezeichneten oder fotogra- fierten Bildchen bei, die einige der Gedichte begleiten. Überaus reizvoll sind auch die Hefte, die die Autorin unter dem Titel *Glossarattrappen* im AusnahmeVerlag als mehr oder weniger Einzelstücke herausgegeben hat, zwischen zwei Pappdeckel geheftete Fotos oder Zeichnungen, denen sie frei assoziierende Kommen- tare gegenüberstellt, die das Abgebildete als Ausgangs- punkt der Fantasie zur Geltung bringen.

Als die schon angesprochenen *Florida-Räume* erschienen, war einigen rasch klar, was für eine aufre- gende Ausweitung der Idee »Roman« da vorgelegt



Ann Cotten demonstriert die Lage der Literatur

wurde: Die Kombination von Prosa und Lyrik und die erzählerische Selbständigkeit der einzelnen Kapitel überließen das Herstellen von Zusammenhang dem Ton und der Atmosphäre sowie der Ernsthaftigkeit, die das Ganze durchzieht, ein modernistischer Gestus, der etwas absolut Erfrischendes hatte. Aber natürlich besteht die Gefahr, dass das Ganze, ehe es wirklich eines ist oder im Kopf des Lesers wird, auseinanderfällt und Stückwerk bleibt.

Dem arbeitet das zweite Großprojekt *Der schauernde Fächer* entgegen, indem es ein Ich vorstellt sowie Figuren, die auftreten und wiederkommen, indem es eine studentische Szene und deren Atmosphäre skizziert, die in Berlin gut vorstellbar ist, ebenso wie Reisen und einen längeren Aufenthalt in Japan, den die Autorin tatsächlich erlebte, und in dem es durchweg um die Liebe geht, vor allem die körperliche. Das sieht nur so aus, als würde Ann Cotten sich wieder dem konventionelleren Romanschema annähern; mir scheint eher, dass sie sich die Möglichkeit des Erzählens, vor allem von sich selbst, nicht nehmen lassen will, von keinerlei poetologischen Überlegung welcher Art auch immer, die in diesem Buch nachhaltig angestellt werden.

Nicht hymnisch und nicht verächtlich, sondern erwartungsvoll und neugierig nähert sie sich dem Thema Liebe

In den Gedichten noch mehr als in der Prosa finden sich Einblendungen in englischer Sprache, nicht mehr allerdings, als sie von jedem aufgeschlossenen Autor deutscher Zunge denkbar wären; soweit ich sehe, gibt es auch keine anderen Hinweise auf Herkunft und Familienwurzeln.

Neben der Familie vermitteln ja auch Freunde und Bekannte Nähe. Es gibt immer wieder Hinweise auf Bindungslust. Die Ich-Erzählerin macht sich gern klein, jedenfalls kleiner, als sie ist: Im *Fächer* nennt sie sich einmal »Mensch, Mädchen, Mönchlein« und im Japan-Gedicht (in *Nachbeben Japan*) sagt sie: »Ich, Wicht, Knilch, Muttersöhnchen«. Man meint zu spüren, dass da jemand auf der Suche nach Zuneigung und Dazugehörigkeit ist, eine Verlorene, die gefunden werden möchte. In diesem Sinne verstehe ich auch die Liebesversuche, die in *Der schauernde Fächer* immer

bücher

- :: **Der schauernde Fächer.** Erzählungen. Suhrkamp, Berlin 2013
- :: **Hauptwerk. Softsoftporn.** Peter Engstler, Ostheim / Rhön 2013
- :: **Helm aus Phlox. Zur Theorie des schlechten Werkzeugs** (mit Daniel Falb, Hendrik Jackson, Steffen Popp und Monika Rinck). Merve Verlag, Berlin 2011
- :: **Pflock in der Landschaft.** Schock Edition (1), EdK/Distillery, Berlin 2011
- :: **Florida-Räume.** Suhrkamp, Berlin 2010
- :: **I, Coleoptile** (mit Kerstin Cmelka). Broken Dimanche Press, Berlin-Oslo-Dublin 2010
- :: **Nach der Welt. Die Listen der konkreten Poesie und ihre Folgen.** Klever Verlag, Wien 2008
- :: **Glossarattrappen.** AusnahmeVerlag, Hamburg 2008
- :: **Das Pferd.** SuKuLTuR Verlag, Berlin 2009
- :: **Fremdwörterbuchsonette.** Gedichte. Suhrkamp, Berlin 2007



wieder Thema sind. Aber Ann Cotten hat sich dem Kernthema der Literatur, der Liebe, nicht psychologisierend und auch nicht gesellschaftspolitisch genähert, nicht hymnisch und nicht verächtlich, sondern erwartungsvoll und neugierig, als sei sie selbst gespannt zu erfahren, was es damit, in welcher der vielen möglichen Varianten auch immer, auf sich hat. Gleichzeitig scheu und sexuell interessiert kommt uns die Erzählerin entgegen, bei der der Kopf immer das entscheidende Geschlechtsorgan bleibt (»nachdenklich vor Liebe«). So auch in dem so genannten *Haupt-*

werk mit dem schönen Untertitel »Softsoftporn«, einem Zyklus leidenschaftlicher Liebesgedichte, die an Anaïs Nin erinnern.

Ann Cotten hat noch kein festes Bild von sich – und von allem anderen daraufhin natürlich auch nicht –, und ihren Suchbewegungen zu folgen wird uns noch manches Mal entzücken. Inzwischen liegt jedenfalls durchaus so etwas wie ein Werk vor, das sie für Auszeichnungen empfiehlt.

::

Die Literatur ist meine Wurzel, mein Land, mein Zuhause

Dana Ranga charakterisiert sich als Kosmonautin

Von Gregor Dotzauer

Die Schleuse zur Tiefsee liegt unweit der Gedächtniskirche. Eine automatische Schiebetür führt von der Budapester Straße, wo sich Berlin noch 34 Meter über den Meeresspiegel erhebt, direkt in die Unterwasserwelten seines berühmten Aquariums. Hier erwarten einen zwar weder die Abenteuer von Kapitän Nemo noch diejenigen von Jacques Cousteau. Doch vielleicht lädt im Dämmerlicht der Schauvitriolen gerade der sichere Abstand der Elemente dazu ein, darüber nachzudenken, was einen mit den schweigsamen Wesen hinter den Scheiben verbindet.

Was die Gedichte von Dana Rangas *Wasserbuch* den Meeresbewohnern ablauschen, ist erstaunlich beredt. »Der Sommer beginnt, wen soll ich rufen?«, heißt es über den karibischen Krötenfisch. »Die Wellen erheben sich sacht, es ist Frieden, es droht uns nichts. Alltagsgeplapper, Plankton, füllt kleine Bäuche. Netze mit kleinen Maschen fangen Nichtgesagtes, Ungekeimtes, phosphoreszierende Unschuld.« Ist das naturwissenschaftliche Beschreibung? Ist es anthropomorphe Einfühlung? Oder ist es gar etwas Drittes, in dem eine schwache Erinnerung an die Zeit wohnt, als vor rund 380 Millionen Jahren die ersten Wirbeltiere an Land krochen? Und vor allem: Wer spricht da überhaupt?

Geheimnisvoll leuchtende Sprachgespinste, wo immer man das *Wasserbuch* aufschlägt. »Im Dunkel der Adern ein Flüstern, die Flut«, sagt etwa der pazifische Rotfeuerfisch in der Textserie »Diatomeen« (Kieselalgen). »Der Sardinenschwarm kennt sich aus in seinem

Herz; in der Magenhöhle leben Muränen. Gott-ist-eine-Grenze beten die kleinen Krebse im Ohr, kaum merklich, ihr Akzent. Die Locken des Seepferdchens schmücken seine Stirn, niemand zählt die Falten. Er ist allein; wer wird ihn sterben sehen?« Außerdem treten auf: ein Zebrahai und – Vorsicht, Landbewohner! – eine »ruhigschatz Mutter« mit Kind: »Hast du Hunger, hast du Durst, morgen gehen wir schwimmen!«

Der Eindruck dramatischer Dialoge führt bei allem Hin und Her in die Irre. Es handelt sich um höchstens unausgesprochen miteinander korrespondierende Trouvaillen. Dana Ranga nennt sie »Salonpräparate«, in Anlehnung an die gläsernen Typenplatten, die sich reiche Bürger im 19. Jahrhundert zum Staunen über die Strukturwunder der Kieselalgen unters Mikroskop legten. Staunend kommt man auch mit dem *Wasserbuch* am besten zurecht. Was immer es an szenischen, erzählerischen und psychologischen Resten enthält: Seine Gedichte bilden, nicht anders als die Fische, denen es seine Inspirationen verdankt, Objekte eines schillernden Fürsichseins. Manchmal meinen sie einem unmittelbar einzuleuchten, so nah bewegen sie sich an der Alltagssprache. Manchmal wiederum reichen sie in Tiefen hinab, die kein hermeneutischer Verstand erhellt.

Die Aquarianerin in Dana Ranga wurde geboren, als ihr schwäbischer Lebensgefährte, der Grafiker Peter Hintz, sie einst in die Stuttgarter Wilhelma mit-



Ihre dichterische Inspiration verdankt sich häufig der Unterseewelt

nahm. Doch erst in der Berliner Anlage, mit einem Stift und einer Jahreskarte im Gepäck, erwachte in ihr die Forscherin. Mehrmals wöchentlich trieb sie Feldstudien und brachte lesend in Erfahrung, was ihr die bloße Beobachtung verweigerte. Von Anfang an hielt sie Eindrücke und Einfälle fest, aber es dauerte Jahre, bis die Texte ihre heutige Gestalt angenommen hatten. Erst die Eruption, dann das Feilen: Dieses Vorgehen bestimmt auch ihr fast fertiges Buch »Hauthaus«: rhythmische Prosapoeme, die den einzelnen Organen des menschlichen Körpers eine Sprache geben wollen. Auch sie leben von in sich verschlossenen Räumen und deren überraschender Weite, von Verkapselungen und Aufzubrechendem.

Seit Sommer 2013 haben diese Phantasmen eine zusätzliche Bedeutung angenommen. Dana Ranga erlitt einen Schlaganfall, der ihr die Sprache raubte. Inzwischen ist sie dank logopädischen Trainings zwar längst wieder auf dem Weg der Besserung, doch wer sie in ihrer Wilmersdorfer Wohnung besucht, kann sich auch auf Peter Hintz als kundigen Dolmetscher

verlassen. Wo sie sich in ihrem impulsiven Ehrgeiz noch selbst blockiert, da springt er ihr bei.

Lust am gefundenen und wie eine Trophäe ausgestellten Wort

Sie war, darauf legt sie Wert, eine früh berufene, aber öffentlich erst spät praktizierende Dichterin. 1964 in Bukarest geboren, wuchs sie mit der rumänischen und der deutschen Sprache gleichermaßen auf. Beide Eltern waren Ärzte; die Mutter stammte aus der DDR und war zum Studium in die rumänische Hauptstadt gekommen. Der Vater kam vom Lande – an die Großmutter und deren Liebe selbst zur Kreatur hat sie prägende Erinnerungen: Einmal verhalf die Großmutter sogar einer auf dem Rücken liegenden Biene wieder zur Rückkehr in das ihr gebührende Leben. Mit dem Englischen, das Dana Ranga im Privatunterricht lernte, kam bald eine dritte Sprache hinzu. Weil sie in ihrem Umfeld die einzige war, die es beherrschte, nutzte sie

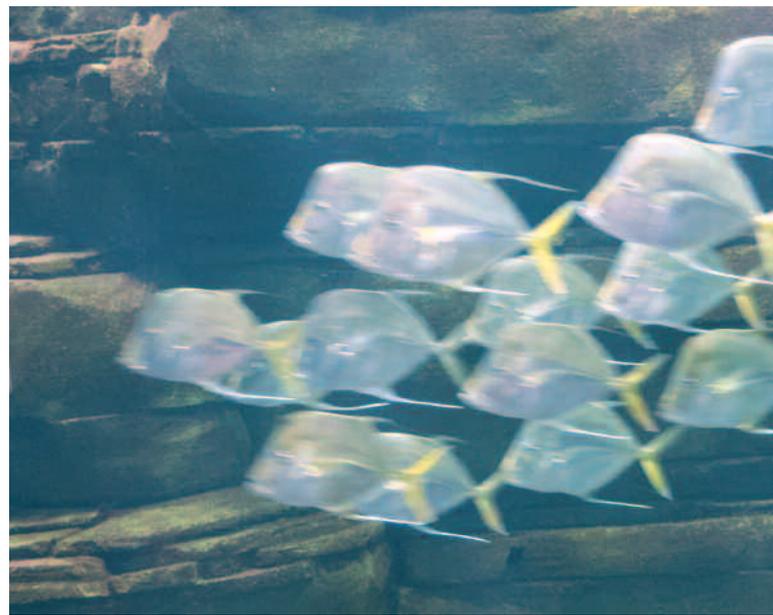
es als Geheimsprache ihrer Tagebücher. Nicht einmal die Eltern konnten sie lesen.

Auf Englisch begann sie mit vierzehn Jahren auch erste Theaterszenen zu schreiben. Noch heute betrachtet sie alle drei Sprachen als gleichwertige Arten, sich auszudrücken. Mutter-, Vater- und Fremdsprache sind ihr dabei, je nachdem, was sich mit ihnen sagen lässt, zu Diensten. Sie stehen aber durchaus in einem Austausch. Dana Rangas deutsche Texte haben etwas von der Bildhaftigkeit des Rumänischen angenommen: eine Anschaulichkeit, die von den surrealistischen Traditionen, die sie verehrt, noch verstärkt wird. Auch die Lust am gefundenen und fast wie eine Trophäe ausgestellten Wort gehört dazu.

Film und Buch kreisen um die eine Obsession: die Schwerelosigkeit

1988 kam sie mit einem halben Medizinstudium in der Tasche nach Deutschland, wo sie in ihrem Fach aber keinen Studienplatz fand. Stattdessen schrieb sie sich an der Freien Universität Berlin für Filmwissenschaft, Kunstgeschichte und Semiotik ein. Aus dem Thema der Magisterarbeit entwickelte sie ihren ersten Film, der auch international Furore machte. »East Side Story« (1997) war eine Dokumentation über die skurrile Welt des sozialistischen Musicals - und der Auftakt zu einer mit vielen Preisen bedachten Karriere, von der sie allerdings am liebsten nichts mehr wissen will. Vielleicht auch, weil ihr weniger multiple Talente bedeuteten, man könne Schreiben doch nicht als Hobby betreiben.

Die Filme, sagt sie, waren nur Umwege zur Literatur. Sie sollten den Lebensunterhalt sichern, rissen stattdessen schließlich ein gewaltiges Loch in die Kasse. Trotzdem muss man sie erwähnen. Denn Dana Rangas Weltall-Trilogie, die 2003 mit »Story« begann, einem Film über den amerikanischen Astronauten



»Werde furchtlos und lebe versteckt, hier bleibe umarmen sich; welcher Arm ist deiner? Dreieckig fest. Neun Einzelkinder beten zusammen, keine Angst und lebe versteckt«





i bt nichts zu entdecken. Not und Rausch
Herzen; enzyklopädische Liebe hält alles
ne Stirn bleibt unberührt. Werde furchtlos

octopus vulgaris
aus: *Wasserbuch*. Gedichte



bücher

- :: **Wasserbuch**. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Berlin 2011
- :: **Stop – din pauzele lui Sisif**. Gedichte. Limes Verlag, Cluj/ Rumänien 2005

Story Musgrave, kreist um eine Obsession, die man im *Wasserbuch* nun verwandelt erlebt: die Schwerelosigkeit. 2007 folgte mit »Cosmonaut Polyakov« ein Film über Musgraves sowjetischen Kollegen Valeri Polyakov und 2012 »I am in Space«, ein Porträt des französischen ESA-Astronauten Jean-François Clervoy.

Insgeheim lag ihr tatsächlich immer das Schreiben am Herzen. 2005 debütierte sie auf Rumänisch in der Edition Limes in Cluj-Napoca mit *Stop*, einem gerade mal 67 Seiten umfassenden Bändchen mit dem Untertitel »Die Pausen des Sisyphus« und bukolischen Reminiszenzen. Zu ihren Verdiensten gehört überdies die Übersetzung des großen rumänischen Dichters Iordan Chimet (1924–2006) ins Deutsche. Dessen zur Jahrtausendwende erschienene Band *Exil* wird heute antiquarisch teuer gehandelt.

Sie hat dabei immer Wert auf den Dialog mit anderen Dichtern gelegt, in den letzten Jahren vor allem mit Nora Iuga, der auch hierzulande sehr präsenten alten Dame der rumänischen Literatur. Als Lyrikerin, Germanistin und Übersetzerin aus und in beide Sprachen ist sie seit jeher eine bedeutende Vermittlerin. Dennoch ist es eine kuriose Vorstellung, dass sich zwei Rumäninnen ausgerechnet über das Schreiben deutscher Gedichte verständigen.

»Ich bin Kosmonautin«, hat Dana Ranga 2012 auf einer Konferenz des Berliner Literaturhauses Letztetage über zwischen den Sprachen vagabundierende Autoren bekannt: »Und nicht nur, weil ich auf der Kosmonautenstraße geboren wurde. Die Literatur ist meine Wurzel, mein Land, mein Zuhause. Ich liebe es, die Sprachen zu wechseln, denn das aktiviert mein Gehirn. So kann ich überhaupt denken.«

::

Mit Siebenmeilenstiefeln die Träume überholen

Nellja Veremej hat einen beeindruckenden Berlin-Roman verfasst

Von Sabine Berking

»Wirken« sei so ein Wort gewesen, sagt Nellja Veremej, während wir in einem Café an der Oranienburger Straße in Berlin sitzen und frischen Ingwertee trinken. Das Wort habe etwas mit flechten, weben zu tun. Dabei macht sie kleine Handbewegungen in die Luft.

Am Anfang habe sie sich solche Wörter aufgeschrieben und sie regelrecht auseinandergenommen. Ihr deutscher Mann und ihre Freunde lachten sie aus. Das würde sie nie brauchen, das wüssten nicht mal Deutsche: wo die Worte herkommen und wie sie mit anderen verbunden sind. Sie aber habe sich die Sprache so erschlossen, Wort für Wort, Silbe für Silbe, so wie sie Schritt für Schritt in Deutschland angekommen sei. Zehn Jahre habe das gedauert, ganz schön lange, wenn man es auf die Lebenszeit umrechnet, aber diese Zeit brauche man eben. Wenn man sich vor Augen führt, welche Wegstrecken auf dieser Reise liegen, vor ihrer Ankunft in Deutschland und danach, sieht die Sache anders aus. Jetzt ist sie angekommen, in Berlin, wo sie am unteren Ende der immer noch rauen und lauten Torstraße lebt, gleich neben der ehemaligen Parteizentrale der SED, in der heute der edle Privatclub Soho House residiert.

»Die Entfernungen waren riesig, die Umzüge ultimativ«, heißt es zu Beginn ihrer Erzählung »Wildgras«, für die Nellja Veremej den Literaturpreis Wartholz bekam. Damals war sie 47 und nicht gerade die typische Autorin für einen Newcomer-Literaturpreis. Doch

zwischen ihm und dem Anfang der Geschichte, den Startblöcken am Beginn des Langstreckenlaufs, in die sich Nellja Veremej in den sechziger Jahren unbewusst begeben hatte, liegen Tausende von Kilometern, ein paar Revolutionen, der Zusammenbruch eines Weltreiches und mehr als ein blutiger Bürgerkrieg.

Begonnen hatte alles in der sibirischen Taiga, in einem Militärstädtchen, in das ihr Vater, ein Flugzeugingenieur, Mitte der sechziger Jahre versetzt wurde. Damals schickte man die jungen sowjetischen Militärkader möglichst weit in den Osten, der Aufstieg auf der Karriereleiter brachte sie dann immer ein Stückchen weiter gen Westen, der europäische Teil – oder gar der Dienst bei den Streitkräften im Ausland, in der DDR zum Beispiel – war der Traum eines jeden Offiziers. Immer wieder ist die Familie umgezogen. Anfang der achtziger Jahre lebte sie mit ihrer Mutter im Kaukasus, diesem Arkadien der Russen, in einem Kurort mit Heilquellen und Bergen als Kulisse. Die Wohnung lag am Stadtrand, in der Nähe eines Fleischkombinates, in einer Wohnanlage, deren Gebäude »Termitenhügeln« glichen. Dort begann sie ihr Studium, bis sie nach Leninograd weiterzog, das heute wieder Sankt Petersburg heißt, in diese europäischste Stadt Russlands.

Am Ende ihres Studiums brach das Land ihrer Kindheit auseinander. Gorbatschows Perestrojka war gut gemeint und schlecht geplant. Ihr und ihren jungen



Die deutsche Sprache erschloss sie sich Wort für Wort, Silbe für Silbe

Freunden sei es egal gewesen, sie hatten ja wenig zu verlieren, andere, die Älteren vor allem, mussten Bitteres schlucken. Da hatte einer ein Leben lang auf ein Auto gespart, nur um zu sehen, wie sich die Ersparnisse in Luft auflösten. Mancher verlor den Verstand, andere brachten sich um. Die diplomierte Literaturwissenschaftlerin nahm körperlich schwere Knochentjobs an, nur um in Leningrad bleiben zu können, denn es galt – und gilt bis heute – das System der Propiska, eine kafkaeske, bürokratische Tyrannei, nach dem nur jenem gestattet ist, in einer Stadt zu leben und zu arbeiten, der eben eine solche Registrierung in seinem Pass nachweisen kann. Ohne diese gab es auch keinen zu einer Auslandsreise berechtigenden Pass. Mit ihm aber gingen bald die ersten Freunde in den Westen, wo sie sich als Russischlehrer, Putzfrauen oder Kindermädchen durchschlugen. Damals, erklärt Nellja Veremej, wollten alle in den Westen, und dort wollten viele Russisch lernen, die Leute waren in einem regelrechten Russlandtausch. Sie reiste ein paar Mal hin und her, bis sie in der westlichsten Stadt des Ostens und der östlichsten des Westens blieb, um an einer Sprachschule

zu unterrichteten. Längst hat sie ihre eigenen und die Träume ihrer Mutter mit Siebenmeilenstiefeln überholt, wie sie in »Wildgras« schreibt.

Symphonie einer Großstadt – lebensklug und melancholisch

Das ist nicht das Ende der Reisen. Mit ihrem Ehemann geht sie ein paar Jahre später nach Novi Sad, wieder eine schöne Stadt, wieder ein zerfallendes Imperium. Sie studiert an einer serbischen Journalistenschule, also noch mal eine neue, wenn auch mit dem Russischen verwandte Sprache. Zurück in Berlin erobert sie sich die Stadt und ihre Worte, studiert noch einmal, diesmal an der Viadrina in Frankfurt/Oder, und beginnt, für eine Wochenzeitung zu schreiben. Es sind kleine Reportagen, Momentaufnahmen aus einer rauen Metropole, über die neuen Russen, die hierherkommen, um Geschäfte zu machen, wie ein einstiger Freund aus Studienzeiten, der als Kunsthändler im

»Wir vergessen unsere Träume, schieben sie in eine entlegene Ecke, vernachlässigen sie, um sie zu bewundern und zu beweinen, wenn ihre Haltbarkeitsfrist längst abgelaufen ist.«

aus: *Berlin liegt im Osten*



»Adlon« absteigt und immer das teuerste Gericht von der Karte bestellt. Früher konnte man mit ihm Pferde stehlen, jetzt schweigt man sich gelangweilt an. Die Heimwehkranken treffen sich in den neuen russischen Tante-Emma-Läden, für die wirklich Kranken, zumindest für jene, die es sich leisten können, wird die Stadt zur letzten Hoffnungsbastion, wie für die Frau aus Sibirien, die hier ihren Krebs behandeln lässt, liebevoll umsorgt von ihrem Ehemann, und in den Atempausen zwischen den Chemotherapien im Park Hallimasche sammelt. Sie legt sie auf sibirische Art ein, es ist ihr Kampf gegen den Tod, den sie am Ende verliert.

Natürlich habe sie Döblins *Alexanderplatz* gelesen, sagt Nellja Veremej, aber auch die journalistischen Texte von Joseph Roth, die waren eine richtige Offenbarung, ebenso wie die Reportagen von Gabriele Goettle, dieser Stenografin des neudeutschen Alltags. Eine literarische Seelenverwandtschaft verbindet sie mit W.G. Sebald, dessen Werk stets um Erinnerung, Herkunft, um die Suche nach Zugehörigkeit kreist.

Die Prosaminiatur »Wildgras« war der Keim, aus dem später ihr Roman *Berlin liegt im Osten* wuchs. In einer Sprache, die nicht ihre Muttersprache ist, komponiert sie eine wundervolle, lebenskluge, melancholische Symphonie dieser Großstadt, die in den vergangenen zwanzig Jahren nahezu die Hälfte ihrer Einwohnerschaft ausgetauscht hat. Es ist ein spätes, reifes Romandebüt, kein Fräuleinwunder- oder Hipster-Buch, eines, das unter den vielen neuen Berlin-Romanen gefehlt hat, eines, das beim Lesen unter die Haut geht. Ihre Heldin Lena wollte immer nach Westen, doch mit jeder Etappe der Wanderschaft hüpfte der Westen weiter weg, immer wieder landete sie »nur« östlich des Westens. Im Ural, wo sie geboren wurde, begann er noch gleich hinter den Bergen, vom Nordkaukasus aus betrachtet war Leningrad ein Stück der weiten Welt und von dort wiederum schien Berlin im gelobten Abendland zu liegen. Jetzt klebt ihr der Osten am Gaumen und an den Sohlen. Im russischen Lebensmittelladen »Heimat« in der Torstraße essen die slawischen Neuberliner dicke Salamischeiben mit Brot und lästern über Trennkost, deutsche Geschmacksverstärker, das verworrene Schulsystem und saure deutsche Heringe, »aber da, wo die Heringe salzig und die Halwa süß ist, wollen wir eigentlich nicht hin. Haben wir dafür Tausende Kilometer zurückgelegt?« Lena, die nach allerlei Versuchen der Lebens- und Karrierefindung ihr Geld als Altenpflegerin verdient, trifft auf Herrn Seitz, einen ehemaligen DDR-Journalisten, der erst seine Frau und dann seinen Sohn verlor; der studierte noch als DDR-Student in Leningrad Geschichte, schlug sich dann als Vertreter des intellektuellen Prekariats in Berlin durch und ging schließlich mit einer Hilfsorganisation nach Afghanistan. Von dort kehrte er nicht zurück.

Lange hat sie an dem Roman gearbeitet, Zuspruch kam auf den Durststecken von ihrer Lektorin, etwa als ein großer Verlag, bei dem das Buch zur Veröffentlichung vorgesehen war, dann doch einen Rückzieher machte. Heute ist sie froh darüber. Der Salzburger Verlag Jung und Jung erwies sich als erstklassige Adresse. Er hat in den vergangenen Jahren so manchen Preisträger hervorgebracht.

:: **Berlin liegt im Osten.** Roman. Jung und Jung Verlag, Salzburg / Wien 2013



Lesepause im Café Luxemburg

Berlin liegt im Osten ist mit schwereloser Traurigkeit geschrieben, in einem semi-autobiografischen Stil, was nicht jeder einzuordnen vermochte und was zu kuriosen Zwischenfällen führte. Bekannte, die sie seit Jahren nicht gesehen hatte, riefen erobert an und fragten, warum sie ihnen die Tochter verschwiegen habe, von der im Buch die Rede ist – es gibt keine Tochter, sie hat zwei Söhne.

Woran sie jetzt arbeitet, will ich wissen. Das sei eine komplizierte Sache. Es geht um die verlorene Mitte Europas, um diesen geschundenen Raum, der immer wieder zum Schlachtfeld wurde, wo sich aber anders als in Russland noch ein Rest von Kontinuität erhalten habe. In Russland, so meint sie nicht ohne Bitterkeit, können die meisten Leute ihre Familie gerade mal bis zu den Großeltern zurückverfolgen. Zu viele Menschen sind in den militärischen und den ideologischen Gefechten umgekommen oder ohne Spur verschwunden. Oft schien es besser, die Spur zu verlieren. Es ging, zwischen Fluchten, Deportationen, Umzügen,

einfach ums Überleben, wer hat sich da für die Familiengeschichte interessiert. Andernorts sind die Wurzeln noch nicht ganz ausgerissen. Jetzt fallen Namen von Städten und Landschaften: Novi Sad, aber auch Lemberg, das heutige Lwiw, Wrocław, Brno und andere. Es entsteht eine fragile Landkarte: Was gehört noch dazu, wo fängt der Tempozid an, das endgültige Auslöschen des historischen Gedächtnisses? Es soll ein Buch über mehrere Generationen und Epochen werden, ganz anders als der erste Roman.

Ein paar Tage später treffen wir uns zufällig im Maxim Gorki Theater, in dem seit dieser Saison das post-migrantische Theater von Shermin Langhoff eine alte neue Bühne neu bespielt. Im Stück geht es um Heimat und schwierige Identitäten, um Trauma und Klischees, um eine Geschichte zwischen Baku, Berlin, New York und Tel Aviv. Das Stück, eine Bühnenbearbeitung des Romandebüts von Olga Grjasnowa, hat ihr gefallen. Unterm Arm klemmt ein Buch für den Heimweg durch die an diesem Abend besonders stürmische Berliner Dunkelheit. Es ist Joseph Roths *Geschichte von der 1002. Nacht*. Dort klagt am Ende der alte Tino Percoli, ein Wachsfigurenmacher: »Ich könnte vielleicht Puppen herstellen, die Herz, Gewissen, Leidenschaft, Gefühl, Sittlichkeit haben. Aber nach dergleichen fragt in der ganzen Welt niemand.« Er hat sich geirrt. In Nellja Veremejs Büchern wird man sie finden. ::



Sprachwandler im Namen Chamissos

Ein Gespräch mit Prof. Dr. Harald Weinrich, der Initiator des Adelbert-von-Chamisso-Preises

Vor dreißig Jahren wurde der Chamisso-Preis ins Leben gerufen. Wie ist es dazu gekommen?

Ich fange an, wie Erzählungen anfangen: An einem schönen Sommertag des Jahres 1984 kam Dr. Christoph Walter als Abgesandter der Robert Bosch Stiftung ans Institut für Deutsch als Fremdsprache in München. Sie hatten in Stuttgart die Absicht, die Literatur der Ausländer in Deutschland oder die »Gastarbeiterliteratur«, wie manche Leute damals sagten, zu fördern, und zwar in Form eines großen Literaturpreises, der damals mit 15 000 Mark ausgestattet war, in Verbindung mit einem Förderpreis in Höhe von 7000 Mark. Ich habe meine Mitarbeiterin Irmgard Ackermann zu dem Gespräch dazu gebeten, und wir sind zu dritt zum Italiener gegangen. Innerhalb von zwei Stunden haben wir die ganze Planung des Chamisso-Preises skizziert, einschließlich des Namens. Darüber waren wir damals noch für einen Moment im Zweifel, uns hätte auch Elias Canetti gefallen, der damals noch lebte und gerade zwei Jahre vorher den Nobelpreis für Literatur bekommen hatte. Er ist ja eigentlich *der* Autor von außen. Schließlich wurde Adelbert von Chamisso der Namensgeber, was auch der Robert Bosch Stiftung gelegen kam, weil Frankreich immer eines ihrer Fördergebiete war. Und ich bin ja auch Romanist von Haus aus, war als solcher erst in Kiel und Köln und am Ende meiner Karriere am Collège de France in Paris tätig.

In den 1980er Jahren waren Sie Professor und Leiter des Instituts für Deutsch als Fremdsprache an der

Universität München, das 1978 von Ihnen gegründet worden war. Wie war es zur Gründung des Institut gekommen?

Das war im Grunde ein Politikum, einerseits ging es vom Auswärtigen Amt der Bundesregierung aus, das ja für die Goethe-Institute und den DAAD, den Deutschen Akademischen Austauschdienst, zuständig ist, zum anderen von dem großartigen bayerischen Kultusminister Hans Maier, mit dem ich viele Jahre eng zusammengearbeitet habe. Ausgehend von dem Gedanken, dass Deutsch als Fremdsprache an deutschen Universitäten stärker gebündelt werden müsse und in München ja die Zentrale des Goethe-Instituts sitzt, wurde der Lehrstuhl mit eigenem Institut an der Ludwig-Maximilians-Universität angesiedelt. Ich habe mich damals von Bielefeld aus beworben, wo ich geschäftsführender Direktor des Zentrums für interdisziplinäre Forschung gewesen war und viele Erfahrungen mitbrachte, auch Gründungserfahrung.

Und so habe ich Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gesucht und im Wintersemester 1978/79 die ersten Vorlesungen und Seminare gehalten. Die Gründung wurde ein Erfolgsmodell und antwortete auf einen dringenden Bedarf. Wir hatten mit fünfzig Zuhörern gerechnet und es wurden bald über tausend.

Woher kamen die Studierenden?

Es waren in- und ausländische Germanistikstudentinnen und -studenten aus circa 25 Ländern der Erde, Studienanfänger und Fortgeschrittene, bei den



Letzteren an der Spitze Griechen und Türken, aber auch viele Ostasiaten: Chinesen, Japaner und Koreaner. Wir hatten hervorragende Studenten, die ausländischen gehörten vielfach zur Elite der Weltgermanistik. Sie waren hochmotiviert und konnten hervorragend Deutsch; die andere Hälfte der deutschen Studenten wurde in diesen Sog der hohen Motivierung hineingerissen.

Wie kann man sich das Institut vorstellen, wie groß war es, wie ausgestattet?

Es war das erste vollausgerüstete Institut für Deutsch als Fremdsprache mit vollen akademischen Rechten. Es entstanden eine Menge Habilitationsschriften und Dissertationen, hervorragende Arbeiten. Und es gab sehr fruchtbare Begegnungen zwischen den unterschiedlichen Studentengruppen. Beruflich dachten sie in Richtung Auslandsdeutsch, sie wollten in die Welt gehen. Ein Auslandspraktikum von einigen Wochen war obligatorisch, und so war unser Institut bald nebenbei zu einem kleinen Reisebüro geworden.

Ich will sagen, die vierzehn Jahre dort als Leiter des Instituts bis zu meiner Emeritierung 1992 waren die schönsten Jahre meiner akademischen Tätigkeit.

Warum?

Als Gründer des Instituts hatte ich das Recht zu bestimmen, wie das Fach dort in Forschung und Lehre verstanden werden sollte. Deutsch als Fremdsprache stand für uns als Fach auf drei Beinen: Linguistik, Lite-

raturwissenschaft und deutsche Landeskunde. In gewisser Weise war es als interdisziplinäres Institut konzipiert, denn zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft lagen damals viele Grenzen. Was Landeskunde genau war, wusste niemand, doch wir fanden, dass die Studenten etwas über Deutschland erfahren müssten. Ich selber war eher im Bereich der Linguistik tätig, Dietrich Krusche war als ausgewiesener Literaturwissenschaftler der zweite Professor. Für die Landeskunde ist uns eingefallen, in einem Maße, wie die deutschen Universitäten es nicht kannten, Lehrbeauftragte anzuwerben: entpflichtete Goethe-Dozenten und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Juristen, Verlagslektoren, Verleger, viele interessante ältere Menschen. Sie wurden als Lehrbeauftragte schlecht bezahlt, schätzten aber das Prestige als Universitätslehrer, es ergab eine schöne Palette von Praktikern.

Und dann haben Sie schon bald die Ausländer und Einwanderer zum Schreiben aufgefordert?

Deutschland wurde allmählich zum Einwanderungsland, und Max Frisch stellte bei den damals noch so genannten Gastarbeitern fest, dass man Arbeiter gerufen hatte, und Menschen gekommen waren. Wir vom Institut haben uns gefragt, woher wir eine zuverlässige Introspektion bekommen, wie es wirklich in den Köpfen dieser Menschen aussieht. Wir haben daher sehr früh, von 1979 an, also bereits im zweiten Jahr unserer Existenz, ein noch handgestricktes Preisausschreiben veranstaltet. Ich weiß noch, dass ich mir



Nach Kiel und Köln, Bielefeld, München und Paris arbeitet Harald Weinrich jetzt in Münster

vom Auswärtigen Amt die riesige Summe von 400 DM für Preise habe geben lassen. Mit selbstgemachten Plakaten und über Mundpropaganda haben wir unsere Suche nach Gedichten und Prosa in der Region bekannt gemacht, Bedingung war nur, dass Sprach-Ausländer schreiben. Zu unserer Überraschung bekamen wir eine Menge Einsendungen, und dabei waren sehr gute Texte, so dass wir das Experiment im nächsten Jahr wiederholt und erweitert haben. Die eingesandten Texte kamen von Gastarbeitern aus dem Ruhrgebiet oder Ausländern verschiedener Berufe, die aus irgendeinem Grund in Deutschland wohnten, es war ein buntes Spektrum und bald so interessant, dass wir aus dem Material von zwei Jahren ein erstes dtv-Bändchen zusammenstellen konnten. Dabei hat uns Heinz Friedrich, der damalige Chef des Deutschen Taschenbuch Verlags, viel geholfen. Irmgard Ackermann und Karl Esselborn haben weitere Anthologien herausgegeben; sie waren sehr erfolgreich, erreichten hohe Auflagen und wurden zum Teil mehrfach nachgedruckt. Mit einigem Zögern interessierten sich auch die Zeitungen und Rundfunkanstalten für das Thema, an erster Stelle die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, in der ich einen großen Artikel publizieren konnte: »Deutschland ein türkisches Märchen« lautete der Titel.

Und dann kam ihre berühmt gewordene Rede ...

Ich konnte schließlich die Bayerische Akademie der Schönen Künste, deren Mitglied ich war, dazu ge-

winnen, dem Thema eine Jahresversammlung zu widmen, und habe den Hauptvortrag gehalten, der danach im *Merkur* abgedruckt wurde: »Um eine deutsche Literatur von außen bittend«. Den Titel hatte ich von Ortega y Gasset abgewandelt, der im Goethe-Jahr 1932 einen berühmten Vortrag gehalten und publiziert hat: »Um eine deutsche Literatur von innen bittend«.

Ja, und nun kam die Bosch Stiftung und mit ihr der Chamisso-Preis im Jahres-Rhythmus. Von der Robert Bosch Stiftung kam das Geld, die Ausführung lag aber fürs Erste in unserem Institut, und Irmgard Ackermann übernahm vor allem das Sammeln der Bücher und Broschüren, die damals in Klein- und Kleinstverlagen erschienen, fantastische und abenteuerliche Publikationsformen; brandeifrig unterstützt von allen Mitarbeitern und den Studenten, die bei uns als Hilfskräfte arbeiteten. Die Institutsbibliothek ist dann später ins Deutsche Literaturarchiv nach Marbach gegangen, meine eigene Sammlung inzwischen ebenfalls.

Der Preis musste aber auch verliehen werden. Die Bosch Stiftung wollte damals mit ihrer Initiative noch nicht so in Erscheinung treten, wir konnten es als Universitätsinstitut nicht und da kam die Idee auf, die Bayerische Akademie der Schönen Künste als dritte Kraft hinzuzunehmen. Das war ein guter Griff, denn Heinz Friedrich, der sich von Anfang für die Thematik interessiert hatte, wurde gerade deren Präsident und hat von dieser Position aus die Sache sehr befördert.

Die Jury wurde anfänglich wie folgt bestimmt:

ein Vertreter kam von der Bosch Stiftung, Irmgard Ackermann, Dietrich Krusche und ich von unserem Institut sorgten für die Durchführung, natürlich war ständig jemand aus der Akademie dabei und ein Abgesandter des Goethe-Instituts.

Die Zusammenarbeit hat sich bis heute bewährt ...

Die Robert Bosch Stiftung hat von Anfang an größten Wert auf Fördermaßnahmen zusätzlich zum Chamisso-Preis gelegt, sozusagen auf eine intensive Nacharbeit. Das Goethe-Institut hat sich dafür sehr interessiert und in den letzten Jahren auch viele Chamisso-Autoren in alle Welt geschickt. Es hat sich dabei mehrfach herausgestellt, dass die Auslandsgermanistik manchmal lieber mit Autoren wie Feridun Zaimoglu oder Ilija Trojanow arbeitet als mit Goethe und Schiller, das wurde mir fast schon zu viel des Guten. Ich war ja selber viel im Ausland und bisweilen überrascht, wonach ich gefragt wurde, nämlich nicht nach Gerhart Hauptmann, sondern nach Yoko Tawada, die zum Beispiel in Frankreich ein Star geworden ist.

Sie haben jetzt mehrmals von Chamisso-Autoren gesprochen, hat sich dieser Begriff eingebürgert?

Ich weiß immer noch nicht, wie wir sie am besten nennen sollen. Wenn man die Autoren selbst fragt, sagen sie manchmal, dass sie gar nicht als homogene Gruppe benannt werden wollen. Einerseits freuen sie sich darüber, mit den anderen zusammen zu arbeiten und aufzutreten, andererseits hat jeder seinen eigenen Ehrgeiz und schaut nach der Chamisso-Auszeichnung mit dem Haupt- oder Förderpreis schon weiter auf den nächsten Preis, mit Recht auch auf den Büchner-Preis, den leider bisher noch keiner erhalten hat.

Ja, das sagte José Oliver einmal, wenn einer von uns den Büchner-Preis erhält, sind wir angekommen. Immerhin hat Terézia Mora im letzten Jahr den Deutschen Buchpreis erhalten, der in der Öffentlichkeit mindestens so bekannt ist.

Ein bisschen ist das Terrain inzwischen bereitet, die Chamisso-Autorinnen Ilma Rakusa, Emine Sevgi Özdamar und Zsuzsanna Gahse sind zum Beispiel in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Rafik Schami zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste gewählt worden.

»Chamisso-Literatur«, dies ist jetzt schon der Name eines Forschungsprojekts an meinem alten Institut für Deutsch als Fremdsprache geworden. Ich glaube, ich

habe ihn erfunden und war anfangs auch ziemlich zufrieden damit: denn er ersetzte Bezeichnungen wie Gastarbeiter-, Ausländer- oder Migrationsliteratur.

Aber ein bisschen umstritten ist der Name »Chamisso-Literatur« inzwischen schon – wie alle Fächer und Schubladen?

Er ist auch leider ungenau: Sind Chamisso-Autoren diejenigen, die mit dem Chamisso-Haupt- oder -Förderpreis ausgezeichnet wurden? Oder alle potentiell preiswürdigen, die – so die Bedingung der Satzung – Autorinnen und Autoren nichtdeutscher Muttersprache, die in deutscher Sprache schreiben? Es ist ja bequem, aber es stellt sich die Frage, ob sie überhaupt benannt werden müssen, denn der Chamisso-Preis hat ja eigentlich das Ziel, sich selbst überflüssig zu machen, wenn nämlich der Integrationsprozess abgeschlossen ist.

Insgesamt habe ich mir einen neuen Namen überlegt, was halten Sie von: »Sprachwandler«? Die Autoren, die ich meine, sind ja aus ihrem vorgezeichneten »Lebenswandel« herausgeworfen und suchen sich einen neuen, der ihnen eigen ist, und sie müssen dafür einen Sprachwandel erst einmal selber durchmachen. Die Autoren haben sich selbst gewandelt, indem sie in eine fremde Sprache gegangen sind, und sie haben dabei die deutsche Sprache verwandelt.

»Sprachwandler« – mir gefällt das Wort, und es leuchtet ein.

Verwandlung oder Umwandlung ist im Grunde ein ökologischer Begriff, und in der Bewegung der »Sprachwandler« ist ein ökologischer Impuls festzustellen. Es gibt gute Gründe, die »Sprachwandler« als eine ökologische Energiereserve zu sehen, weil viele von ihnen Lebensenergie in Sprachenergie umsetzen, und zu einem beträchtlichen Teil ist aus dieser Sprachenergie für sie und für uns wieder eine neue Lebensenergie entstanden. In diesem Prozess der Energieumwandlung geht keine Energie verloren.

Wie das Wort Grenzgänger funktioniert auch »Sprachwandler« in beide Richtungen, es ist offen und nimmt nichts weg.

Das ist richtig, jedenfalls zeigt sich auch hier, dass die deutsche Sprache nicht nur den Deutschen gehört, sie gehört allen, die sich in der deutschen Sprache ausdrücken wollen und können. ::

Das Interview führte Irene Ferchl.

Der Himmel über Dortmund

Chamisso-Tage an der Ruhr 2013



Chamisso-Tage an der Ruhr im November 2013

Von Klaus Hübner

Grau war er, der Himmel über Dortmund, es nieselte sanft und nur kurz war von der Dachterrasse des »U« aus der Mond zu sehen. Drinnen aber ging der Bär ab: Fünf Schreibwerkstätten aus Dortmund, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen und Recklinghausen, bestehend aus jeweils 20 bis 25 Schülerinnen und Schülern, hatten seit Frühjahr 2013 unter der Anleitung von Zehra Çırak, Selim Özdoğan, José F.A. Oliver, Nicol Ljubić und Léda Forgó ganz unterschiedliche Themenschwerpunkte, Arbeitsformen und Schreibweisen entwickelt – und trugen nun, nachdem Jörg Stüdemann, der Stadt- direktor von Dortmund, und Olaf Hahn von der Robert Bosch Stiftung sie begrüßt hatten, einem begeisterten Publikum die Ergebnisse ihrer Arbeit vor. Zweifellos ein Höhepunkt der Chamisso-Tage an der Ruhr, die zum zweiten Mal stattfanden und nicht weniger als fünfzehn Chamisso-Preisträger und -Förderpreisträger in dieser mehrsprachigen und multikulturellen Region versammelten: Asfa-Wossen Asserate, Zsuzsa Bánk, Artur Becker, Marica Bodrožić, György Dalos, Akos Doma, Zsuzsanna Gahse, Marjana Gaponenko, Abbas Khider, Que Du Luu, Olga Martynova, Matthias Nawrat,

Saša Stanišić, Michael Stavarič und Anila Wilms. Die Chamisso-Tage an der Ruhr gingen im Rahmen des Literaturfestivals »LesArt« über die Bühne, das der Dortmunder Verein für Literatur in Zusammenarbeit mit dem Kulturbüro sowie der Stadt- und Landesbibliothek schon zum 14. Mal veranstaltet hat. Drei ganze Tage lang gab es Lesungen in Schulen fast jeden Typs, aber auch in Universitäten, Bibliotheken, Buchhandlungen und anderen Einrichtungen, und immer konnten die Zuhörer danach ihre Fragen stellen und mit den Autoren ins Gespräch kommen. Interkulturelle Begegnungen, anregende Kommunikation, Anstöße zum kreativen Weiterdenken und Weiterlesen – die Chamisso-Tage an der Ruhr haben überall gezeigt, wie quicklebendig das sogenannte literarische Leben sein kann.

Die von Gregor Schnitker moderierte Abschluss-Gala im Dortmunder Jazzclub »domicil«, die knapp zweihundert Literaturinteressierte angelockt hatte, begann mit einer Interviewrunde, bei der Dortmunds Bürgermeisterin Birgit Jörder und Bernd Neuendorf, der zuständige Staatssekretär aus der Landeshaupt-





stadt Düsseldorf, auf die Bedeutung gezielter Literaturförderung in Nordrhein-Westfalen hinwies, während Olaf Hahn den hohen Stellenwert betonte, der dem Chamisso-Preis bei der Fördertätigkeit der Robert Bosch Stiftung zukommt. Abbas Khider, der 2013 auch zum Nelly-Sachs-Preisträger der Stadt Dortmund gewählt worden war, trug aus seinem ersten Roman *Der falsche Inder* vor, und Asfa-Wossen Asserate erläuterte, was er unter *Deutschen Tugenden* versteht. Dann kam Artur Becker. Der Chamisso-Preisträger des Jahres 2009 hatte seine Band »les rabiates« mitgebracht, und die heizte dem Publikum gehörig ein – Jazz-Rock vom Feinsten, garniert mit poetisch intensiven, vom Autor selbst in meisterlichem Sprechgesang vorgetragenen Gedichten. Der Applaus war heftig – und die Begeisterung hielt an, als man sich nach Lust und Laune zu einer der drei Quartett-Lesungen begab. Man musste über die hintergründigen Witze von Zsuzsanna Gahse lachen, die ihr jüngstes Buch *Die Erbschaft* präsen-

tierte, konnte sich über die urkomischen Begebenheiten in einer Wiener Hotelbar amüsieren, die Marjana Gaponenko aus *Wer ist Martha?* vortrug, oder schmunzeln über die skurrilen Typen und ihren Jargon, die Akos Doma in seiner Lesung aus *Die allgemeine Tauglichkeit* lebendig werden ließ. Man bekam einen Vorgeschmack auf *Vor dem Fest*, den neuen Roman von Saša Stanišić, hörte prägnante Kostproben aus *Mörikes Schlüsselbein* von Olga Martynova – und entdeckte darüber hinaus noch eine ganze Reihe weiterer aufregender Texte. Das Publikum wanderte neugierig hin und her, um in der Kürze der Zeit möglichst viele Chamisso-Preisträger lesen zu hören. Bunte, schillernde, strahlende Sternstunden der Literatur – wen kümmerte da schon der Novemberhimmel über Dortmund ...

::

Informationen unter: www.chamissoruhr.de und www.lesart-festival.de

Das Slowenische hat einen Dual und ist die Sprache vieler Dichter



Von Ilma Rakusa

Slowenisch, die Sprache meines Vaters, erlernte ich als Kleinkind, als wir für ein knappes Jahr bei meiner Tante in Ljubljana wohnten. Mit meinen Eltern sprach ich Ungarisch, ebenso mit meinem Pelzhandschuh, der mir Puppen und Plüschtiere ersetzte. Aber das reichte nicht. Da waren die Cousins, waren Onkel und Tante und weitere Verwandte, die mich verstehen wollten, und auch ich wollte mich ihnen verständlich machen. Allerdings ließ ich mir Zeit. Die konsonantenreichen Wörter gingen mir schwer über die Lippen: »vrt« (Garten), »prt« (Tischtuch), »smrt« (Tod), »trg« (Platz). Und so schwieg ich, bis es gelang. Zuerst wunderte man sich über mein verstocktes Schweigen, dann über die Tatsache, dass ich von einem Tag auf den anderen in vollständigen, korrekten Sätzen sprach. Nur Slowenisch habe ich mir auf diese Weise angeeignet, als hätte ich es in mir ausgebrütet.

Später führten mich die Wege nach Triest und weiter nach Zürich, wo das Slowenische in den Hintergrund geriet. Ich sprach es ab und zu mit meinem Großvater, einem überzeugten Esperantisten, der sich als Vertreter einer »kleinen« Sprache den Kontakt zur Welt über dieses Kunstidiom erhoffte. Er sah darin eine Chancengleichheit: Niemand wäre bevorzugt, alle müssten diese Sprache erlernen, hätten dann aber den Schlüssel zur weltweiten Kommunikation in der Hand. Gewiss einleuchtend, nur hatte ich etwas gegen eine Kunstsprache. Und verweigerte mich - in diesem einen

Punkt - dem Rat meines geliebten »Dedek«, der unverdrossen zu internationalen Esperanto-Tagungen fuhr und nicht wenig aus dem Slowenischen ins Esperanto übersetzte.

Dialektvielfalt und archaische Eigentümlichkeiten

Das Slowenische ist mir im Laufe der Jahre dann doch sehr ans Herz gewachsen. Als Slawistin habe ich seine Besonderheiten studiert und den Reichtum der auf Slowenisch verfassten Literatur entdeckt. Zahlreiche Kontakte zu slowenischen Autoren haben mir gezeigt, dass es wohl kein europäisches Land gibt, in dem der Anteil an Dichtern so hoch ist wie im kleinen Slowenien.

Sloweniens Einwohnerzahl beträgt rund zwei Millionen, Sprecher des Slowenischen gibt es einige mehr, denn Slowenen leben als Minderheit auch in Österreich, Italien und Ungarn, von Emigranten in den USA und Australien einmal abgesehen. Die Sprache ist reich an Dialekten, was nicht zuletzt mit der vielfältigen Topographie Sloweniens zu tun hat. Im gebirgigen Gorenjska wird ganz anders gesprochen als in Primorska am Meer, in dem an Ungarn grenzenden Prekmurje ganz anders als in Dolenjska nahe Kroatien.

o m r t

» smrt «

» prt «

» trg «

Das Slowenische gehört zur Gruppe der südslawischen Sprachen, verfügt über sechs Fälle, hat aber einige archaische Eigentümlichkeiten, die es mit dem Altbulgarischen (bzw. Altkirchenslawischen) verbinden, so den Dual. Spricht man von zwei Lebewesen oder auch Gegenständen, wird nicht der einfache Plural, sondern der Dual verwendet. Die Endungen des Dual werden an Nomina und Verben angefügt und unterscheiden sich je nachdem, ob es um männliche, weibliche oder sächliche Nomina geht. Ein Beispiel: »Zwei Kinder spielen im Garten.« Das Kind ist im Slowenischen maskulin: »Dva otroka se igrata na vrtu.« (Der normale Pluralsatz »Kinder spielen im Garten« wäre: »Otroci se igrajo na vrtu.«) Demgegenüber: »Zwei Mädchen spielen im Garten«, wobei »Mädchen« im Slowenischen feminin ist: »Dve punčki se igrata na vrtu.« Anderes Beispiel: »Wir zwei studieren« heißt, wenn die Sprecher männlich sind: »Midva študirava«,

bei weiblichen Sprecherinnen: »Medve študirava.« Handelt es sich um eine Mehrzahl (ab drei Sprechern), sagt man: »Mi študiramo.«

Einfach ist das nicht, aber schön, weil differenziert. Und was die ebenfalls nicht ganz einfache Aussprache des konsonantenreichen Slowenisch betrifft: in den schon zitierten Wörtern »vrt«, »prt«, »trg« gilt das »r« als Halbvokal, wird also mit einem leichten »e«-Laut versehen, der dem französischen »e« in »demain« gleicht.

Sprachgeschichtlich ist das Slowenische seit dem 10. Jahrhundert nachgewiesen. Als ältestes Dokument der slowenischen Schriftkultur gelten die Freisinger Denkmäler, die zwischen 972 und 1039 in Oberkärnten entstanden: Pergamentblätter mit drei rituellen Texten – Beichtformeln sowie einer Predigt über Sünde und Buße –, eingebunden in einen Kodex, der dem Freisinger Bischof Abraham gehörte. Heute befinden sie sich in der Bayerischen Staatsbibliothek in München.

Epochal für die Entwicklung des Slowenischen war der *Katechismus* (1550) des Reformators Primož Trubar, das erste gedruckte Buch in slowenischer Sprache, gefolgt von der Übersetzung des Neuen Testaments (1557–1577). Trubar, der seine Heimat im Zuge der Gegenreformation verlassen musste, starb 1586 in der Nähe von Tübingen.

Als Literatursprache hatte es das Slowenische nicht leicht, sich gegen Latein und Deutsch durchzusetzen. Kirchlich-religiöse und didaktische Texte wurden im



katholischen Slowenien zumeist auf Lateinisch verfasst, und auch das Deutsche spielte - vor allem im 18. und 19. Jahrhundert - eine erhebliche Rolle. France Prešeren, der bedeutende romantische Nationaldichter, der eine Zeitlang als Jurist in Ljubljana tätig war, bevor er sich endgültig der Literatur verschrieb, appellierte denn auch in einem auf Deutsch verfassten Sonett »An die Slowenen, die in deutscher Sprache dichten« (1838), sie mögen das als Sprache des einfachen Volkes missachtete Slowenisch benutzen und nobilitieren:

**Ihr, die entsprossen aus dem Slawenstamme,
Die ihr der eigenen Mutter lang entzogen,
Die Bildung nicht an ihrer Brust gesogen,
Die man, wie mich, vertraut der deutschen Amme!**

**Nicht glaubet, dass ich euch deshalb verdamme,
Dass dankbar der Germanin ihr gewogen;
Nur dass sie wird der Mutter vorgezogen,
Das ist's, was in mir weckt des Zornes Flamme.**

**Der wahren Mutter soll, und muss sie weichen!
Doch mein' ich, dass es ziemt dem Pflegesohne
Der Pflegerin ein Dankgeschenk zu reichen.**

**Vom edlen Erz, nicht vom gemeinen Thone
Sei doch das, was er bringt der überreichen,
Die auf Armseligkeiten blickt mit Hohne.**

Prešeren bekannte sich zu seiner Muttersprache, wusste sie zu formen und zu verfeinern. Mit seiner Dichtung, zu der auch ein kunstvoller Sonettenkranz zählt, hat er das Slowenische definitiv literaturfähig gemacht und in den Rang einer europäischen Literatursprache erhoben. Nachfolger hatte er viele. Ich nenne nur Ivan Cankar (1876 - 1918), den Verfasser aufmüpfiger Gedichte und erschütternder sozialkritischer Romane, und den frühverstorbenen Modernisten-Avantgardisten Srečko Kosovel (1904 - 1926), der mit seinen visionären Versen bürgerliche Konventionen sprengte

und tief in sprachliches Neuland vorstieß. Von Kosovel führt eine direkte Verbindungslinie zu Tomaž Šalamun, dem *Enfant terrible* der slowenischen Gegenwartslyrik, der zugleich zu ihren bekanntesten und wortmächtigsten Vertretern gehört. Der wunderbare Dane Zajc lebt nicht mehr, doch da ist Aleš Šteger, der mit jedem seiner Bücher beweist, dass das Slowenische für Poesie wie geschaffen ist. In seinem jüngsten Gedichtband, *Buch der Körper*, erweist er slowenischen Wörtern eine poetische Hommage: dem »Ich« und dem »Loch«, dem »Ende« und dem »Samen«. »Beseda *semena*. / Beseda, ki se / Usuje / Iz razpok / Cipresnega storža ...« »Das Wort Samen. / Das Wort, das / Rieselt / Aus den Spalten / Des Zypressenzapfens ... Ein kleines Wort / Baum, / Daneben / Noch eins, / Ein kleineres, / Das Wort Bäumchen, / Ein kaum gesetzter / Wortsamen, / Und noch eins und noch, / Bis sie es / Austreiben / Es über / Wuchern / Das Wort Lichtung. / Beim / Hinschreiben / Verschwindest du / Im / Wald.«

Überflüssig zu sagen, dass ich das Slowenische wegen solcher Verse liebe, wegen seiner Dichter, die es geschliffen und geschärft haben. Mein Slowenisch ist diese phantasievolle, zu jedem Wunder fähige Sprache, die die Vokabeln meiner Kindheit - »vrt« (Garten) und »smrt« (Tod) - mühelos zusammenbringt. ::

Die Zitate stammen aus:

France Prešeren, *Deutsche Dichtungen*. Hrsg. von Wilhelm Braun. Verlag Kitab, Klagenfurt 1999

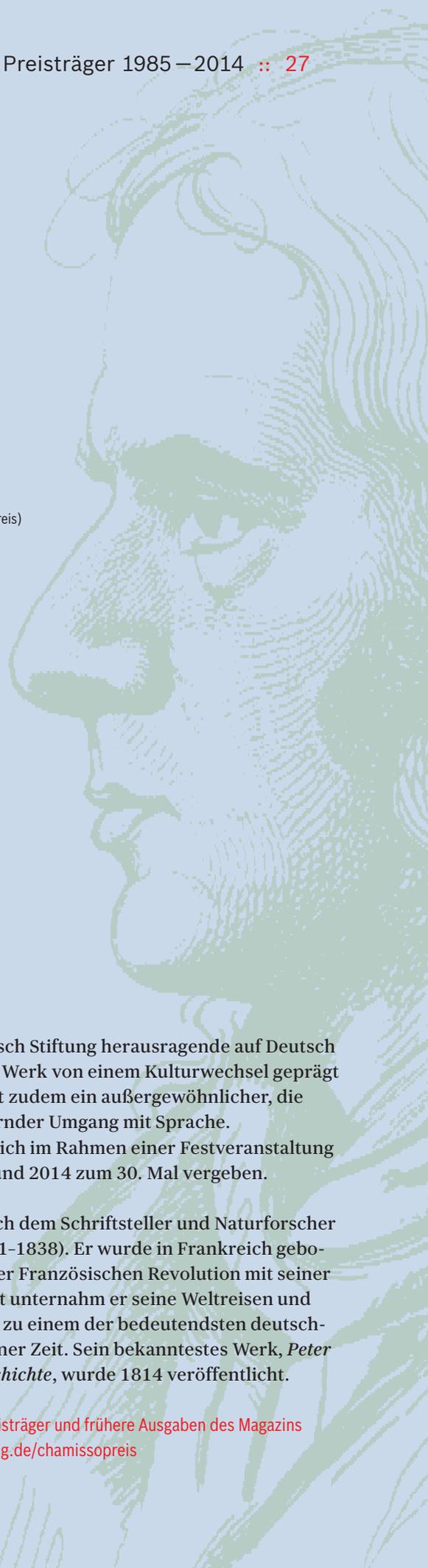
Aleš Šteger, *Buch der Körper*. Gedichte. Aus dem Slowenischen von Matthias Göritz. Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 2012

- 1985 Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)
- 1986 Ota Filip
- 1987 Franco Biondi
Gino Chiellino
- 1988 Elazar Benyoëtz
Zafer Şenocak (Förderpreis)
- 1989 Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)
- 1990 Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)
- 1991 Libuše Moniková †
SAID (Förderpreis)
- 1992 Adel Karasholi
Galsan Tschinag
- 1993 Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)
- 1994 Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)
- 1995 György Dalos
László Csiba (Förderpreis)
- 1996 Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)
- 1997 Güney Dal
José F.A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe) †
- 1998 Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)
- 1999 Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis)
- 2000 Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †
- 2001 Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)
- 2002 SAID
Catalin Dorian Florescu (Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)
- 2003 Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)
- 2004 Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)
- 2005 Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)
- 2006 Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)
- 2007 Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)
- 2008 Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarič (Förderpreis)
- 2009 Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta (Förderpreis)
- 2010 Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis)
Nino Haratischwili (Förderpreis)
- 2011 Jean Krier †
Olga Martynova (Förderpreis)
Nicol Ljubić (Förderpreis)
- 2012 Michael Stavarič
Akos Doma (Förderpreis)
Ilir Ferra (Förderpreis)
- 2013 Marjana Gaponenko
Matthias Nawrat (Förderpreis)
Anila Wilms (Förderpreis)
- 2014 Ann Cotten
Dana Ranga (Förderpreis)
Nellja Veremej (Förderpreis)

Seit 1985 ehrt die Robert Bosch Stiftung herausragende auf Deutsch schreibende Autoren, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Die Preisträger verbindet zudem ein außergewöhnlicher, die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache. Die Auszeichnung wird jährlich im Rahmen einer Festveranstaltung in München vorgenommen und 2014 zum 30. Mal vergeben.

Benannt wurde der Preis nach dem Schriftsteller und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838). Er wurde in Frankreich geboren und zog in den Wirren der Französischen Revolution mit seiner Familie nach Berlin. Von dort unternahm er seine Weltreisen und entwickelte sich gleichzeitig zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit. Sein bekanntestes Werk, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, wurde 1814 veröffentlicht.

Mehr über sämtliche Chamisso-Preisträger und frühere Ausgaben des Magazins finden Sie unter www.bosch-stiftung.de/chamissopreis



Der Fisch spricht – anders Wie aus Verzweiflung Sprache wird

»Fisch, sei ruhig!«. So lauten die ersten, ein wenig rätselhaften Worte eines ganz und gar ungewöhnlichen Prosatexts. Denn Fische sind bekanntlich stumm, auch wenn sie aus Vietnam stammen und irgendwann einmal den Namen Le Phung erhalten haben. Ein *parlando mit le phung*, wie es der 1947 in Teheran geborene Münchner Schriftsteller SAID entwirft, kann eigentlich nichts anderes sein als ein Monolog. Le Phung spricht auch nicht wirklich. Aber er erzählt doch. Nur anders. Ohne dieses Gegenüber käme die Erinnerung des Ich-Erzählers nicht richtig in Gang. In SAIDs Kleinschreibung: »seit du le phung heißt, gehörst du zu uns, oder wir zu dir – das ist nun ohne belang. sie hat uns längst verlassen. erinnerst du dich?«. Ja, sie erinnern sich. In einem manchmal wütenden, meist aber abgrundtief verzweifelten *Parlando* findet der eigentlich unerzählbare Schmerz eines einsamen Mannes seinen dichterischen Ausdruck. Der Namenlose spricht: von der ersten Begegnung mit ihr, von begehrenden Blicken und lustdurchtränkten Nächten, von verliebten Reisen nach Yokohama oder Bratislava, von einer das Liebesleben verzaubernden gemeinsamen Sprache – und von ihren letzten Worten. SAID, ein genuiner Poet, findet für diese Erinnerungen einen zarten, fast magischen, den Leser rasch in seinen Bann ziehenden Erzählton, der der deutschen Sprache ungeahnte Nuancen abgewinnt. Und ganz nebenbei führt er uns eindrucksvoll vor Augen, dass es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die nur und ausschließlich die Dichtung benennen kann. Das Glück zum Beispiel, vor allem das verlorene.

Was war das Faszinierende an der Frau, die den Erzähler kurz vor ihrem 50. Geburtstag verlassen hat? »sie hatte eine eigene sprache und brauchte die allgemeinen fertigsätze nicht. sie achtete auf ihr wort und war dennoch zu gesten fähig«. Und er selbst? Brechts Gedicht »Schwächen« fällt einem ein: »Du hattest keine / Ich hatte eine: / Ich liebte«. Nein, dieser grandiose Heraufbeschwörer der existenzbestimmenden und existenzvernichtenden Macht der Liebe ist kein übersensibler deutscher Jüngling – Modisches wie »Coaching« zum Beispiel ist ihm egal, weil es den Kern der Sache nicht berührt. Er ist, auch wenn er »infarkt« und »notoperation« schon hinter sich hat, ein starker, ein männlicher Mann, und zugleich ist er zart und zerbrechlich und bereit, sich selbst in Frage zu stellen – jedenfalls »keines dieser aufgeklärten wesen, die auf ihre ge-

fühlsblockade auch noch stolz sind und diese mit kant und hegel zementieren«. Trauer und Schmerz gehören zum Leben. Und zum Leben gehört auch die Einsicht, dass eine Frau, die wild und entschlossen ihre eigenen Wege gehen will, durch nichts aufzuhalten ist, nicht einmal durch Poesie: »hafez wird auf uns aufpassen«, meint er. »das wird er«, antwortet sie. Aber Hafez passete nicht auf. Und so »lief sie eines tages fort«. Das aber führte, auf Umwegen natürlich, zum *parlando mit le phung*. Tief berührende lyrische Prosa.

SAID, *parlando mit le phung*. Steidl Verlag, Göttingen 2013. 127 Seiten, 18 Euro

Miss Fleisch betrinkt sich Surrile Unterhaltung auf höchstem Niveau

Schriftsteller scheren sich in der Regel wenig um »political correctness«. Der 1972 in Brno (Brünn) geborene Wiener Autor Michael Stavaríč hat das noch nie getan. Wenn dieser Experte für apokalyptische Phantastik und grotesken Humor aus seinem jüngsten, von Mari Otberg genial illustrierten Roman liest, stöhnt das Publikum meistens schon auf, sobald er sein Thema nur antippt. *Königreich der Schatten* nämlich spielt im Milieu der Fleischhacker und Schlachter. Will man wirklich einen Roman über frische Schweineherzen, Rinderdärme, Metzgermesser und Hackebeile lesen? Welche Leserin möchte unbedingt zuhören, wenn Werner Fass auf der Internationalen Leipziger Fleischereifachmesse einen Vortrag zum Thema »Die Antirutschmatte – Handschlachtung für Anfänger« hält? Wer will der turbulenten Wahl zur »Miss Fleisch« beiwohnen? Wen überkommt nicht ein merkwürdiges Gefühl, wenn einem »ein von dunklen Käfern übersätes Stück Räucherfleisch« als »Spezialität aus Turkmenistan« angeboten wird? Wie auch immer – Michael Stavaríč hat einen in mehrfacher Hinsicht herausragenden Roman geschrieben, über den man lange nachdenken und mit dem man sich köstlich unterhalten kann. Zugegeben: Manchmal braucht man starke Nerven.

Der Aufbau des Romans ist ungewöhnlich: zwei Prologe, zwei Hauptteile, zwei Epiloge. Wir starten »bei uns in Amerika« und hören von Danny Lokets Großvater, der in seiner alten Heimat die Metzgerei »U sekáčka« (»Zum Hackbeil«) geführt und im Zweiten Weltkrieg »fünfzig Deutsche höchstpersönlich ins Jenseits befördert« hat. Prolog zwei konfrontiert uns mit der jungen Rosi Schmiege und ihren obskuren Kind-

heitserinnerungen an die Fleischerei Schlingel – und mit der erwähnten Messe, inklusive sanftem Seitenhieb auf die »Buchmenschen«, die ja auch jährlich nach Leipzig kommen: »Blut kannten sie allerdings nur aus dem Fernsehen«. Dann beziehen wir mit der angehenden Fleischhauerin Rosi, deren Opa zusammen mit Herrn Schlingel bei der SS gewesen war, das düstere Hotel Karamamba, wo sich die morbide Romanatmosphäre verdichtet – mittendrin allerdings gibt's auch slapstickhafte Auftritte und urkomische Szenen. Wir trauern mit Rosi beim Begräbnis des freundlichen Fleischermeisters mit dem passenden Namen »Schlitz« und freuen uns mit ihr, wenn die Metzgerei unter dem Namen »Rosi & Schlitz« neu eröffnet wird. Im zweiten Hauptteil sind wir wieder in New York, wo der böhmische Großvater nach dem Krieg einen kleinen Laden mit dem schönen Namen »Empire of Death« eröffnet hatte. Sein Enkel aber ist mit mysteriösen Vögelschwärmen und Insekten-Ungeheuern konfrontiert – es häufen sich bekannte Stavarič-Motive. Er verlässt das untergehende Amerika und gelangt auf Großvaters Spuren nach Leipzig. In den Epilogen werden die beiden Erzählstränge zusammengeführt – aber so, dass es gehörig kracht. Mehr wird nicht verraten!

Man kann diesen auch sprachlich phantastischen Roman als hochliterarische Tiefenbohrung in die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts lesen. Man darf ihn auch als wütenden Aufschrei gegen unsere skandalöse Fleischbesessenheit verstehen, die das blutige Schlachten routiniert beiseite schiebt. Eine brillante Phantasie über Verdammnis und Untergang der westlichen Lebensweise ist er allemal. Womit Michael Stavarič auf vertrackte und stets amüsante Weise denn doch »political correct« wäre.

Michael Stavarič, Königreich der Schatten.

Roman. C.H. Beck Verlag, München 2013. 256 Seiten, 19,95 Euro

Unergründliches Masuren

Erholung am See – mit Artur Becker

Wer Artur Beckers etwas schräge masurische Romanwelt kennt und von *Kino Muza* (2003) oder *Wodka und Messer* (2008) ähnlich begeistert war wie von seinem Meisterwerk *Der Lippenstift meiner Mutter* (2010), kommt einmal mehr voll auf seine Kosten. Denn der 1968 in Bartoszyce unweit der Grenze zum russischen Oblast Kaliningrad geborene Schriftsteller, der seit

1985 in Deutschland lebt und arbeitet, beutet auch in seinem jüngsten, im Titel den bekannten Psalm *Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang* (113,3) zitierenden Roman seine polnische Jugend- und Familiengeschichte aus. Man wird erneut konfrontiert mit der überwältigenden, aber auch abgründigen Schönheit masurischer Seen, Wälder und Kleinstädte, und man trifft einige alte Bekannte wieder – niemals eindeutige oder fertige Charaktere, sondern in sich widersprüchliche, sehnsüchtige und suchende und genau deshalb interessante Figuren. Vor allem aber darf man sich einmal mehr dem vielgerühmten »Becker-Sound« ausliefern, der rhythmisch und kraftvoll wie eh und je durch das turbulente Romangeschehen führt und der unwiderstehlichen Sprachmelodie gehorcht, die seit je charakteristisch ist für die Werke dieses Autors.

Der Auftakt ist spektakulär: Karol Duszka, der zu kommunistischen Zeiten mächtige Textilfabrikdirektor aus Bartoszyce, ist am Allerseeentag des Jahres 2010 kurz vor einem Familientreffen in Verden an der Aller die Kellertreppe hinuntergestürzt. Seine längst in England lebende Tochter Mariola und sein nach Norddeutschland emigrierter Neffe Arek, die seit Kindertagen eine ganz besondere, erotisch aufgeladene Beziehung zueinander pflegen, halten die Totenwache. Die Novembernacht »in Areks angenähertem Land der Findlinge, Sachsen und Nordseeinseln, in der Heimat der Stinte und der evangelischen Friedhöfe, im Orkanauge der deutschen Sprache«, gerät ihnen zu einer großen Rückschau auf ihr Leben in der katholisch-chaotischen Volksrepublik Polen, ganz besonders auf ihre Jugendzeit in den 1980er-Jahren. Das Erholungszentrum »Die Kleine Maräne« am Lutrysee ist der entscheidende Schauplatz, auf dem Areks und Mariolas Freunde, die gesamte Verwandtschaft und ein herrlich versoffenes, vitales Ensemble skurriler Endzeit-Typen ihre Auftritte haben. Menschliches und Allzumenschliches wird, wie immer bei Artur Becker, unterlegt mit spätkommunistisch-mitteleuropäischer Zeitgeschichte und metaphysischen Spekulationen. Und am Ende steht ein phantastisch-utopischer Ausblick auf die Arek bevorstehenden nächsten drei Jahrzehnte. Ein mit vielen Überraschungen und ungeahnten Wendungen voranschreitender, spannender und unterhaltsamer Roman ist dem Autor hier gelungen. Artur Becker ist ein großartiger Erzähler.

Artur Becker, Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang. Roman. Verlag Weissbooks, Frankfurt am Main 2013. 443 Seiten, 19,95 Euro

noutăți nowości neuligkeiten novosti yenilikler novice

Neuerscheinungen



:: **Matthias Nawrat**, *Unternehmer*. Roman. Rowohlt, Reinbek 2014

:: **Ilma Rakusa**, *Einsamkeit mir rol-lendem »r«*. Erzählungen. Droschl, Graz 2014



:: **Tzvetza Sofronieva**, *Landschaften, Ufer*. Gedichte. C. Hanser, München 2013 (Edition Lyrik Kabinett 29)

:: **Tzvetza Sofronieva**, *Die Einsamkeit der Biene/La Solitude de L'Abeille*. Gedichte dt./frz. Édition L'Oreille du Loup, Paris 2013

:: **Tzvetza Sofronieva**, *A Hand full of Water/Eine Hand voll Wasser*. Gedichte engl./dt. White Pine Press, Buffalo (USA) 2012

:: **Saša Stanišić**, *Vor dem Fest*. Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2014



:: **Feridun Zaimoglu**, *Isabel*. Roman. Kiepenheuer und Witsch, Köln 2014

Auszeichnungen

:: **Marica Bodrožić** erhielt im November 2013 für ihren Roman *Kirschholz und alte Gefühle* den Literaturpreis der Europäischen Union in Brüssel.

:: **Abbas Khider** erhielt im Dezember 2013 den 15 000 Euro dotierten Nelly-Sachs-Preis der Stadt Dortmund. Der seit 2000 in Deutschland lebende Iraker schildere, so die Jury, »exemplarische Schicksale unserer zerrissenen Gegenwart«. Mit seinen Romanen *Der falsche Inder* (2009), *Die Orangen des Präsidenten* (2011) und *Brief in die Auberginenrepublik* (2013) setze Abbas Khider ein »beeindruckendes Zeichen gegen Diktatur und Repression und für Humanität, Toleranz und Verständigung«.

:: **Ilma Rakusa** wurde für ihren Prosaband *Mehr Meer. Erinnerungspassagen/La mer encore* mit dem Prix Lipp Suisse ausgezeichnet. Der von der Brasserie Lipp in Genf gestiftete Preis wird für auch für Übersetzungen deutschschweizerischer Belletristik vergeben.

:: **Feridun Zaimoglu** erhielt in Fiano Romano/Rom den italienischen Literaturpreis FERONIA als der ausländische Schriftsteller des Jahres 2013.

Termine

:: Auf der diesjährigen Leipziger Buchmesse lesen am 13. März **Ann Cotten** und am 15. März **Nellja Veremej**, jeweils um 15 Uhr am ARTE-Stand. Lerke von Saalfeld stellt die Chamisso-Preisträgerinnen vor und führt mit ihnen ein Gespräch.

Neuigkeiten

:: Das internationale Forschungszentrum Chamisso-Literatur (IFC) am Institut für Deutsch als Fremdsprache der Ludwig-Maximilians-Universität München stellt sich mit Unterstützung der Robert Bosch Stiftung die Aufgabe, die wissenschaftliche Beschäftigung mit Chamisso-Literatur zu fördern und die interdisziplinäre Schnittstelle zwischen Literaturproduktion und -rezeption mit Schwerpunkt auf xenologische Perspektiven zu stärken. Nach Feridun Zaimoglu und Michael Stavarič wurde für Dezember 2013 **José F. A. Oliver** als Poetikdozent eingeladen. Er hielt Vorträge über seine Lyrik und deren Poetologie, Seminare, Workshops und öffentliche Lesungen.

:: Am IFC wird vom 26. bis 28. Juni 2014 eine internationale Tagung mit dem Titel »Chamisso-Literatur – eine Nomadisierung der Moderne? Interdisziplinäre Perspektiven der Interkulturalitätsforschung« stattfinden. Nähere Informationen über alle IFC-Aktivitäten: chamisso@daf.lmu.de.

**Die Mitarbeiter
 dieser Chamisso-Ausgabe**

:: **Sabine Berking** wurde in Leipzig geboren und studierte Slawistik und Anglistik in Leipzig, Woronesch und St. Petersburg. Seit vielen Jahren schreibt sie Literaturkritiken für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Ihr besonderes Interesse gilt den Literaturen Ost- und Ostmitteleuropas. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Irmgard Coninx Stiftung betreut sie die Berlin Roundtables on Transnationality und lehrt Kulturwissenschaft am Institute for the International Education of Students.

:: **Gregor Dotzauer** wurde 1962 in Bayreuth geboren. Studium der Germanistik, Philosophie und Musikwissenschaft in Würzburg und Frankfurt am Main, Magisterexamen mit einer Arbeit über Walter Benjamins Sprachphilosophie 1987. Seit 1999 ist er Literaturredakteur des *Berliner Tagesspiegel*. 2004 Critic-in-Residence an der Washington University in St. Louis, Missouri. 2009 Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik. Er war 2011 Mitglied der Jury zum Deutschen Buchpreis und ist seit 2011 auch Mitglied der Jury zum Adelbert-von-Chamisso-Preis.

:: **Irene Ferchl**, Jahrgang 1954, arbeitet in Stuttgart als Kulturjournalistin und Autorin literarischer Reiseführer. 1993 gründete sie das *Literaturblatt für Baden-Württemberg*, dessen Herausgeberin und Chefredakteurin sie ist. Seit 1998 betreut sie für die Robert Bosch Stiftung die Publikationen zu den Chamisso-Preisträgern.

:: **Klaus Hübner**, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst*

Germanistik und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

:: **Jochen Jung**, geboren 1942 in Frankfurt am Main, studierte Germanistik und Kunstgeschichte in München, Tübingen, Zürich und Berlin. Ab 1975 war er Lektor, ab 1983 Geschäftsführer des Residenz Verlags. Im Oktober 2000 gründete er den Jung und Jung Verlag, in dem Bücher aus dem Bereich Literatur, Musik und Kunst erscheinen (www.jungundjung.at). Seit den 1970er Jahren publiziert er Gedichte, Erzählungen und Romane, zuletzt *Wolkenherz. Eine Geschichte* (2012), daneben schreibt er regelmäßige Rezensionen und Glossen für *DIE ZEIT* und das *Börsenblatt*.

:: **Yves Noir** wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

:: **Ilma Rakusa**, geboren 1946, studierte Slawistik und Romanistik; sie lebt und arbeitet in Zürich als Schriftstellerin, Übersetzerin und Publizistin. Zuletzt erschienen im Droschl-Verlag das Berlin-Journal *Aufgerissene Blicke* (2013) und der Erzählungsband *Einsamkeit mit rol-lendem »r«* (2014). 2003 erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso-Preis, 2009 für das Erinnerungsbuch *Mehr Meer* den Schweizer Buchpreis. Sie ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Impressum

Herausgegeben von der
 Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion
 Irene Ferchl, Frank W. Albers,
 Maria Trini

Gestaltung
 r²| röger & röttenbacher,
 Büro für Gestaltung, Leonberg

Abbildungen/Fotos
 Peter Hintz (11, 12, 13)
 Yves Noir (1, 5, 6, 7, 8, 9, 15, 16, 17, 18,
 20, 24, 30)
 Hartmut Salmen (22, 23, 30)

Dank an
 Peter & Alexander Edelmann, Edelmann
 Gleitlagertechnik GmbH, Plochingen;
 Meike Jung, Stadtbibliothek Stuttgart/Yi
 Architects, Stuttgart;
 Sven Dietrich, »Luxemburg«, café/
 restaurant/bar, Berlin;
 Timothy Grossman, Babylon Kino, Berlin

© 2014 bei den Autoren, Fotografen
 und dem Herausgeber
 Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de



Grenzgänger

Gesucht werden Autoren, die einen eigenen Blick wagen, Informationen aus erster Hand sammeln und authentische Orte besuchen wollen. Die Veröffentlichungen sollen ein breites Publikum erreichen können, zu Diskussionen anregen und mehr Verständnis für andere Kulturen wecken. Wer die Länder Mittel-, Ost- und Südosteuropas oder Nordafrikas entdecken möchte, wer eine deutschsprachige Veröffentlichung plant und sich auf Recherche begeben möchte, kann sich um Förderung bewerben.

Gefördert werden können literarische und essayistische Prosa, Fototextbände, Kinder- und Jugendbücher, aber auch Drehbücher für Dokumentarfilme und Hörfunkbeiträge. Willkommen sind Bewerbungen von Newcomern und renommierten Autoren gleichermaßen.

Nähere Informationen und den Link zum Bewerbungsformular finden Sie unter www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger

Bewerbungstermine:
jährlich 30. April und 31. Oktober

Kontakt:
Inga Niemann
Literarisches Colloquium Berlin e.V.
Am Sandwerder 5
14109 Berlin
Telefon 030/81 69 96 64
niemann@lcb.de

Ab Frühjahr 2014 finden Sie auf www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger Informationen zum neuen Programm Grenzgänger China – Deutschland



Robert Bosch **Stiftung**